

Editorial zum Themenheft „Familienwerte und Familiennormen. Welchen Einfluss hat Kultur auf familiales und generatives Verhalten?“

Detlev Lück

In einer Bestandsaufnahme zum Thema „Wo steht die Familienforschung?“ formuliert *Hartmann Tyrell* (2006) zwei Eindrücke. Erstens: „Innerhalb der deutschen Familiensoziologie [ist Rational-Choice] in den letzten Jahrzehnten zur vorherrschenden Theorieorientierung geworden“ (*Tyrell* 2006: 142). Zweitens: „Die Hegemonie von Rational-Choice [tut] der Familiensoziologie nicht gut“ (*Tyrell* 2006: 142). Das vorliegende Themenheft möchte einen Beitrag zur Behebung dieses Missstandes leisten – oder zur Klärung der Frage, ob es sich tatsächlich um einen Missstand handelt. Einleitend dazu sollen hier einige Reflexionen zum derzeitigen Stand der Theorielandschaft in der Familienforschung, zum Beitrag der unterschiedlichen Theorieansätze sowie zur Konzeptualisierung kulturell-normativer Ansätze angestellt werden, ehe die nachfolgenden empirischen Beiträge kurz vorgestellt werden.

Offenkundig ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten, wie in vielen sozialwissenschaftlichen (Teil-)Disziplinen, auch bei der Erklärung von familialem und vor allem von generativem Verhalten vielfach auf quantitative Mikrodaten und auf nutzenorientierte Handlungstheorien zurückgegriffen worden. Genau genommen handelt es sich dabei weniger um eine Hegemonie von Rational-Choice-Ansätzen im Allgemeinen (als Überblick vgl. *Hill/Kopp* 2006: 102-146), die (wie im Folgenden gezeigt wird) zum Teil durchaus vielschichtige Akteursmodelle zugrunde legen, sondern ganz konkret von ökonomischen Erklärungsansätzen wie etwa dem Humankapitalansatz und der neuen Haushaltsökonomie (*Becker* 1993). Dafür gibt es mehrere Gründe. Einer liegt in der schnell wachsenden Verfügbarkeit von Surveydaten sowie von leistungsstarken Computern und Statistik-Software für deren Analyse. Mit ihr hat sich folgerichtig auch die empirische Sozialforschung stärker auf quantitative Mikroanalysen verlagert. Diese arbeiten theoriegeleitet, wofür sich ökonomische Theorieansätze in besonderer Weise anbieten. Einerseits lassen sich aus ökonomischen Theorien vergleichsweise eindeutige Vorhersagen ableiten, was die Hypothesenbildung erleichtert, andererseits argumentieren diese in der Regel mit „hard facts“, die sich mit standardisierten Messinstrumenten leicht erfassen lassen.

Doch auch theoretische und inhaltliche Gründe haben das Interesse an ökonomischen Theorien gesteigert. Immerhin proklamiert die Individualisierungsthese von *Beck* und *Beck-Gernsheim* (1993, 1994) für die späte Moderne eine Herauslösung des Individuums aus traditionellen Zwängen und eine größere Eigenverantwortung bei der Gestaltung der eigenen Biografie. Statt vorgefertigte „Normalbiografien“

durchlaufen wir heute individuell gestaltete „Bastelbiografien“. Folgt man dieser These, muss man annehmen, dass das rationale Abwägen individueller Kosten und Nutzen seit den 1970er Jahren tatsächlich ein wichtiger(er) Zugang zur Erklärung biografischer Ereignisse geworden ist (*Schimank 2007: 165-166*). Rational-Choice-Ansätze erscheinen vor diesem Hintergrund zeitgemäß.

Schließlich liefern Ende des 20. Jahrhunderts, gerade in der Familienforschung, auch die empirischen Befunde Argumente für die Hinwendung zu ökonomischen Theorieansätzen: Der drastische Einbruch der Fertilität Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre beispielsweise lässt sich mit gestiegenen Opportunitätskosten von Mutterschaft relativ einfach und plausibel erklären. Warum also sollte die Erklärung von familialem und generativem Verhalten nicht auf nutzenorientierte Handlungstheorien zurückgreifen?

Das ökonomische Paradigma ist in den letzten Jahren – zumindest ein wenig – unter Druck geraten, weil es in der Empirie auf Widersprüche gestoßen ist. Die patriarchalisch-komplementäre Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann in der Partnerschaft beispielsweise hält sich, trotz mancher Angleichungstendenzen, unerklärlich stabil, wenn man bedenkt, dass Frauen in ihrem Bildungsniveau heute mit den Männern gleichgezogen haben (*Wengler et al. 2009; Beck-Domžalska 2007*). Sie re-traditionalisiert sich sogar im Beziehungsverlauf, insbesondere im Zuge der Familiengründung (*Huinink/Reichart 2008; Schulz/Blossfeld 2010*). Mit Opportunitätskosten allein ist dies nicht zu erklären. In Bezug auf das Verhältnis von Humankapital und Fertilität gelten für Frauen und Männer offenkundig nicht die gleichen ökonomischen Entscheidungsregeln: Während ein hohes Bildungsniveau die Wahrscheinlichkeit für eine Frau, Mutter zu werden, senkt, erhöht es die Wahrscheinlichkeit für einen Mann, Vater zu werden (*Schmitt/Winkelmann 2005: 8-11*). Auch im internationalen Vergleich stößt die Theorie auf Widersprüche: So werden in englischsprachigen Ländern wie den USA, Großbritannien, Australien oder Neuseeland trotz geringer staatlicher Unterstützung bei der Kinderbetreuung und entsprechend schlechter Vereinbarkeit von Beruf und Familie vergleichsweise viele Kinder geboren (*Sardon 2006*).

Es gibt allerdings auch viele Befunde, die die Annahmen ökonomischer Theorien bestätigen, so zum Beispiel der negative Zusammenhang von Bildung und Elternschaft bei Frauen oder die zuletzt positive Korrelation zwischen Kinderbetreuungsquoten und Fertilität. Diese partielle Plausibilität legt es nahe, die ökonomische Betrachtung von Familie nicht völlig zu verwerfen, sondern stärker durch andere Theorieansätze zu flankieren und komplementär zu ergänzen. Denn auch Hartmann Tyrell kritisiert nicht Rational-Choice per se, sondern „wohlgemerkt: die Hegemonie“ (*Tyrell 2006: 142*).

Alternative Theorieansätze gibt es viele. Die Hegemonie von Rational-Choice ließe sich beispielsweise durch eine verstärkte Hinwendung zu interaktionistischen, konstruktivistischen Theorien wie „Doing Family“ (*Jurczyk/Lange 2002*) oder zu Theorien sozialer Praxis wie *Bourdieu* (2005) reduzieren. Hier soll jedoch die Frage im Mittelpunkt stehen, wie der ökonomische Ansatz *innerhalb des methodologischen Individualismus* ergänzt werden kann, womit der Blick vor allem auf kulturelle Handlungstheorien fällt.

Kulturelle Theorieansätze waren trotz der Dominanz ökonomischer Erklärungen aus der Familienforschung niemals völlig verschwunden. Bis heute erfreut sich beispielsweise die Theorie des *zweiten demografischen Übergangs* (van de Kaa 1987; Lesthaeghe 1992) großer Beliebtheit, vor allem in der Demografie. Sie führt Veränderungen im generativen Verhalten insbesondere auf den *Wertewandel* (Inglehart 1977, 1995) zurück. Dass Länderunterschiede nicht nur auf unterschiedliche ökonomische Rahmenbedingungen zu erklären sind, sondern auch mit „Normen, Werten und Leitbildern“ (Pfau-Effinger 1996: 467) zu tun haben, argumentiert unter anderem die Theorie der *Geschlechterarrangements* (Pfau-Effinger 1996; Pfau-Effinger et al. 2009). Allerdings sind diese beiden Theorieansätze kaum in der Lage, die Hegemonie von Rational-Choice zu brechen, denn sie bieten keine umfassenden Erklärungsansätze, sondern beschränken sich auf sehr spezifische Fragestellungen und Kontexte: Die Theorie des zweiten demografischen Übergangs erklärt „lediglich“ die Veränderung der Muster im familialen Verhalten in den 1960er und 70er Jahren, die Theorie der Geschlechterarrangements vor allem Länderunterschiede in der Müttererwerbsbeteiligung innerhalb von Europa.

Allgemeine Handlungstheorien, die kulturelle Erklärungsansätze beinhalten, sind spärlich gesät. Hier ist vor allem die *Rollentheorie* zu nennen, die in der Familiensoziologie noch vor einigen Jahrzehnten vor allem für die Erklärung der Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in der Partnerschaft eine dominante Rolle gespielt hat. Sie ist auch heute noch von Bedeutung. Aber gerade ihre Anwendung auf Geschlechterunterschiede und das Konzept der Geschlechterrolle sind (zumindest in der Geschlechterforschung) in die Kritik geraten. Unter anderem wird das Konzept als zu starr und zu statisch empfunden (Lorber 1999: 41-42; Rendtorff/Moser 1999: 316). Auch verstelle der Rollenbegriff den Blick auf Macht- und Ungleichheitsstrukturen im Geschlechterverhältnis (Lenz/Adler 2010: 23). Vor allem aber wird kritisiert, der Rollenbegriff suggeriere etwas, was nur in bestimmten sozialen Kontexten (im Büro, im Verein, zuhause) und damit nur in bestimmten Phasen im Tages- und im Lebensverlauf relevant wird. Das treffe für die Rollen der „Mutter“ und des „Vaters“ zu, nicht aber für den situationsunabhängigen Umstand, „Frau“ oder „Mann“ zu sein, so dass der Begriff „Geschlechterrollen“ unangemessen sei (Hirschauer 2001: 215). Zwar trifft die Kritik, formal betrachtet, zumindest auf die Dahrendorf'sche Lesart der Rollentheorie nicht zu, zumal Dahrendorf (1977: 54-56) auch sehr allgemeine und zeitlose Kategorien als Rolle ansieht, wie die, Frau oder Mann, Erwachsener, Katholik oder Deutscher zu sein. Doch es lässt sich durchaus kritisieren, dass die Rollentheorie weniger plausibel ist, wenn die Bezugsgruppe, an deren Erwartungen sich ein Akteur orientiert, die Gesellschaft insgesamt sein soll.

Dieser Kritik zufolge böte die Rollentheorie allenfalls einen Zugang zum Verständnis von sozialen Beziehungen und Verhaltensmustern *innerhalb* der Familie, nicht aber für geschlechts- oder kulturspezifische Verhaltensmuster *vor* der Familiengründung, wie etwa die Entscheidung für oder gegen Kinder oder spezifische Strategien der Partnerwahl. In der Tat werden die Konturen des erwartungsgesteuerten „homo sociologicus“ anschaulicher, wenn man ihn in den Kontext einer Gruppe oder, besser noch, einer Organisation hineindenkt und an spezifischere, formal bezeichnete Positionen knüpft. In anderen Kontexten ist es oft schwer, zu definieren,

welcher Akteur sich in welcher Rolle befindet und welches die relevanten Bezugsgruppen und Erwartungen sind, an denen er sich orientiert. Das, was Menschen dazu bringt, sich an gender- und kulturspezifisch definierten Normalbiografien zu orientieren, ist möglicherweise subtiler, als es die Rollentheorie erwarten lässt.

Ein Konzept, das diesen Einfluss zeitgemäßer zu fassen sucht, ist das der *Familienleitbilder* (Diabaté/Lück 2014). Das Konzept wird vor allem in Pfau-Effingers Ansatz der Geschlechterarrangements verwendet. Den Kern jener Geschlechterkultur, die Länderunterschiede im Erwerbsverhalten von Frauen verständlich macht, setzt Pfau-Effinger zum Teil mit „Normen, Werten und Leitbildern“ gleich (Pfau-Effinger 1996: 467); später umschreibt sie ihn mit den Begriffen „geschlechterkulturelle Modelle“, „Familienmodelle“ oder „kulturelle Leitbilder“ (Pfau-Effinger 2001: 493-494). Das Konzept ist dort jedoch nur ungenau definiert und wird vorwiegend nur makrosoziologisch angewendet. Diabaté und Lück lehnen sich daher in ihrer Konzeptualisierung an Katharina D. Giesel an, nach deren Definition Leitbilder „sozial geteilte ... Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft [bündeln] ...“ (Giesel 2007: 245). In der Lesart von Diabaté und Lück werden die in Leitbildern gebündelten Vorstellungen nicht notwendigerweise vom sozialen Umfeld sozial kontrolliert, noch nicht einmal zwingend vom Akteur selbst bewusst als wünschenswert definiert. Häufig handelt es sich um unhinterfragte, als selbstverständlich empfundene Normalitätsvorstellungen – um einen Teil dessen, was die Wissenssoziologie Alltagswissen oder Wirklichkeit der Alltagswelt nennt (Berger/Luckmann 2001: 21-48) und was in der *Theorie der Frame-Selektion* (Esser 1990, 2002) eine Paarung aus Frame und Skript wäre. (Auf diese Theorie und ihre Begriffe wird noch eingegangen.) Leitbilder werden nicht abgerufen, um Ausgrenzung oder andere negative Sanktionen zu vermeiden, sondern um in einer komplexen Entscheidungssituation ohne hinreichende Informationen über die Vor- und Nachteile (oder auch nur die Existenz) der unterschiedlichen Handlungsoptionen Orientierung zu erhalten. In diesem Sinne bemüht sich der Ansatz darum, für die konstruktivistische Perspektive des *Doing Family-Ansatzes* (Jurczyk/Lange 2002) und andere wissenssoziologische und interaktionistische Konzepte anschlussfähig zu sein. Gleichzeitig orientiert sich das Konzept am methodologischen Individualismus, um für quantitative Forschung operationalisierbar zu sein, und beansprucht, die Rational-Choice-Perspektive bei der Erklärung von familialem und generativem Verhalten komplementär zu ergänzen. (Familien-)Leitbilder sind von Individuen aufgrund ihrer Sozialisation internalisiert und somit unabhängig von Positionen und Funktionen. Sie können individuell variieren, so dass sie grundsätzlich in der Lage sind, individuelle Verhaltensunterschiede zu erklären. Sie neigen aber dazu, innerhalb von Gesellschaften, Regionen, Milieus und Generationen kollektiv geteilt zu werden, so dass sie beispielsweise auch zur Erklärung von Länderunterschieden herangezogen werden und Bestandteil von Kultur sein können.

Neben sozialen Rollen und Familienleitbildern gibt es eine Reihe anderer kulturell-normativer Konzepte, die grundsätzlich zur Erklärung von familialem und generativem Verhalten herangezogen werden können, beispielsweise Normen und Werte. Angesichts der Vielfalt der Begriffe und ihrer nicht immer einheitlichen Verwendung bietet sich eine Begriffsklärung an. Diese stützt sich auf gängige Definitionen und

Abb. 1: Systematisierung kulturell-normativer Konzepte

		Ebene		
		individuell (mikro)	kollektiv (makro)	
Überzeugung (subjektiv verinnerlicht)	... hinsichtlich einer normativen Wertung (bewusst reflektiert)	allgemein / abstrakt	individueller Wert	sozialer Wert
	... hinsichtlich einer Relation normativer Wertungen	spezifisch / konkret	Einstellung	öffentliche Meinung
		spezifisch / konkret	Präferenz	—
		spezifisch / konkret	Annahme	—
	... hinsichtlich eines empirischen Tatbestandes	(nicht spezifiziert)	individuelle Normalitätsvorstellung	kulturelle Normalitätsvorstellung
... hinsichtlich einer selbstverständlichen Notwendigkeit (unreflektiert vorausgesetzt)	(nicht spezifiziert)	Erwartung	soziale Norm	
Handlungsanweisung (sozial kontrolliert)				

Quelle: eigene schematische Darstellung

soll zumindest für die Beiträge in diesem Band eine einheitliche Sprachregelung gewährleisten (vgl. Abb. 1).

Demnach verstehen wir unter einer *Einstellung* eine relativ konkrete individuelle normativ wertende Überzeugung (z.B. „Die Mutter eines Kleinkindes sollte nicht berufstätig sein“). Fuchs-Heinritz et al. definieren den Begriff u.a. als „eine von einer Person gelernte, relativ stabile Disposition oder Bereitschaft, auf ein Objekt [...] mit bestimmten (positiven oder negativen) Gefühlen, Wahrnehmungen und Vorstellungen sowie Verhaltensweisen zu reagieren“ und weisen darauf hin, dass die affektive Komponente überwiegend als zentral erachtet werde (Fuchs-Heinritz et al. 2007: 156).

Individuelle Überzeugungen, die sich nicht auf eine normative (Be-)Wertung, sondern auf einen empirischen Tatbestand beziehen, werden hier als *Annahmen* bezeichnet (z.B. „Ein Kleinkind leidet, wenn seine Mutter berufstätig ist“). Diese sind häufig geeignet, Einstellungen zu begründen, und werden daher methodisch mitunter als Proxy für Einstellungsindikatoren verwendet.

Präferenzen sind subjektive Gewichtungen verschiedener Optionen (z.B. „Ich möchte lieber berufstätig und kinderlos sein als mit einem Kind zuhause zu bleiben“). Im Unterschied zu Einstellungen formulieren sie keine Wertung, sondern eine Relation zwischen mehreren Wertungen, sind also methodisch nicht durch ein Rating, sondern durch ein Ranking zu messen.

Als (*individuelle*) Werte oder Wertorientierungen sollen relativ abstrakte individuelle normativ wertende Überzeugung gelten (z.B. „[Ich halte] Gleichberechtigung [für erstrebenswert]“). Eine weit verbreitete Definition für Werte (values) stammt von Clyde Kluckhohn (1976: 395): „a conception, explicit or implicit, distinctive of an individual or characteristic of a group, of the desirable which influences the selec-

tion from available modes, means and ends of action“. Damit umfasst die Definition das hier unterschiedene Begriffspaar der (individuellen) Werte und der sozialen Werte. Werte oder Wertorientierungen unterscheiden sich von Einstellungen darin, dass sie zu keiner konkreten Frage Stellung beziehen, sondern allgemeine Prinzipien benennen, die in allen möglichen Situationen relevant sein können, jedoch stets interpretationsbedürftig sind. Gelten Werte in einem bestimmten sozialen Kollektiv als Konsens, werden sie als *soziale Werte* bezeichnet. Sollte auch eine Einstellung als Konsens gelten, bezeichnen wir sie als *öffentliche Meinung*. Analog zur Einstellung unterscheidet sich diese von sozialen Werten dadurch, dass sie zu konkreten Fragen Stellung bezieht.

Bereits eingeführt wurden *Normalitätsvorstellungen*, die auch in Form von *Leitbildern* gebündelt auftreten können. Bei ihnen handelt es sich ebenfalls um subjektiv verinnerlichte Überzeugungen. Sie sind auch in dem Sinne normativ, dass sie zu einer bestimmten Verhaltensweise oder zum Streben nach einem bestimmten Zustand auffordern. Allerdings sind sie nicht im engen Sinne normativ wertend: Ihre Handlungsanweisung beruht nicht darauf, dass ein Akteur eine bestimmte Verhaltensweise als erstrebenswert ansieht, sondern darauf, dass er – sei es aus Zeitmangel, sei es aus Bequemlichkeit – die Existenz und die Vor- und Nachteile von Alternativen nicht reflektiert. Er verzichtet auf eine Reflexion und damit auf eine subjektive Wertung und übernimmt stattdessen ein vorhandenes, mutmaßlich bewährtes Handlungsskript. Auch Normalitätsvorstellungen werden im Regelfall kollektiv geteilt, so dass in individuelle und kollektive bzw. kulturelle Normalitätsvorstellungen differenziert werden kann.

Soziale Normen sind (meist unausgesprochene) Handlungsanweisungen, die auf einer öffentlichen Meinung oder auf sozialen Werten beruhen und zu deren Einhaltung bzw. Umsetzung auffordern. Das Befolgen dieser Handlungsanweisung wird durch positive und negative Sanktionen kontrolliert. Soziale Normen werden relativ unstrittig definiert als „gemeinsam gekannte und akzeptierte Standards (Regeln) des Zusammenlebens“ (Schäfers 1995: 26, weitere Ausführungen u.a. bei Bellebaum 1994: 36-50). Wenn Handlungsanweisungen an ein ganz bestimmtes Individuum bzw. nur an einzelne Inhaber bestimmter Rollen adressiert sind, so ist von *Erwartungen* die Rede. Dahrendorf z.B. definiert den Begriff der „Erwartung“ nicht, verwendet aber als Synonyme dazu u.a. die Begriff „Forderung“ (Dahrendorf 1977: 27) und „Ansprüche der Gesellschaft“, die sich auf Verhalten, Aussehen und Charakter eines Trägers von Positionen beziehen können (Dahrendorf 1977: 33).

Für das subjektive Empfinden des Einzelnen mag es ein großer Unterschied sein, ob er zum Beispiel in seinem Tun seinen eigenen Überzeugungen folgt oder ob er sich widerwillig dem sozialen Druck seines Umfeldes beugt und tut, was von ihm erwartet wird. Insofern macht es durchaus Sinn, die verschiedenen kulturell-normativen Konzepte auf der theoretischen Ebene zu differenzieren. Auf der methodisch-empirischen Ebene erweist sich dies als äußerst schwierig. Oft ist es der subjektiven Deutung des Forschers überlassen, ob er in einem statistischen Zusammenhang zwischen einem Verhaltensmuster und einer sogenannten „Einstellungsvariablen“ den Einfluss von normativem Druck oder von eigenen Überzeugungen erkennen will und mit welchem Konzept er diese zu charakterisieren sucht. Vor al-

lem für quantitative Forschung mit ihren standardisierten Messinstrumenten sind die Differenzierungsmöglichkeiten begrenzt. Daher bietet sich für diese Frage ein Bezug zu qualitativer, möglicherweise auch zu psychologischer Forschung an.

Eine mindestens ebenso wichtige Herausforderung – für Methodologie und für Theorie – ist die Verknüpfung des Einflusses von kulturell-normativen Vorstellungen und von ökonomischer Nutzenmaximierung. Zu der Frage, wie dieses Zusammenspiel theoretisch beschrieben werden kann, gibt es eine lange Tradition von Vorschlägen, die gerade auch von Seiten der Rational-Choice-Vertreter formuliert worden sind. Der auch als Werterwartungstheorie bekannte *Subjective expected utility*-Ansatz (Savage 1954; Esser 1991) weist sowohl bei der Definition des Nutzens als auch bei der Einschätzung von Eintrittswahrscheinlichkeiten der individuellen Subjektivität eine entscheidende Rolle zu, wobei ein rationaler Abwägungsprozess Kern der Entscheidungsfindung bleibt. Der auf Lois W. Hoffman und Martin L. Hoffman (1973) zurückgehende, von Bernhard Nauck (2001) neu formulierte *Value of children*-Ansatz unterstellt, dass die Entscheidung für oder gegen Kinder eine ökonomische ist, schließt aber als möglichen Nutzen bzw. Wert von Kindern sowohl positive Emotionen als auch sozialen Statusgewinn ein und bietet somit einen Anknüpfungspunkt für überindividuelle kulturelle Wertungen. Das *RREEMM*-Modell (Lindenberg 1985) schlägt eine Verschmelzung von *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* zum „Resourceful restricted evaluating expecting maximizing man“ vor.

Klassiker lassen sich wiederentdecken, wie etwa Max Weber, der unter anderem zweck- und wertrationales Handeln als idealtypische Handlungslogiken beschreibt (Weber 1984), oder Talcott Parsons, dessen *general theory of action* zufolge sich Handeln (wie jedes System) an den vier Funktionen des AGIL-Schemas orientiert: *adaptation, goal-attainment, integration* und *latent pattern maintenance* (Parsons 1978; Parsons/Shils 1951; Parsons/Platt 1990). Auch die Handlungstheorie von Uwe Schimank, zu deren drei Handlungslogiken neben *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* auch der *Identitätsbehaupter* zählt, (Schimank 2007) bietet eine Lösung an. Einschlägig in der Familiensoziologie war zuletzt die Theorie der *Frame-Selektion* von Hartmut Esser (1990, 2002). Sie berücksichtigt, neben der ökonomischen Rationalität, kulturelle und unter Umständen unreflektiert ablaufende Handlungs-routinen, die zum Beispiel einer Ehe Stabilität verleihen oder eine Entscheidung zur Trennung quasi irreversibel machen können, selbst wenn aktuelle Kosten-Nutzen-Berechnungen das nicht nachvollziehbar erscheinen lassen. Esser unterstellt, dass Akteure versuchen, die Situation, in der sie sich befinden, jeweils zu deuten und einer kulturell vorgefertigten Kategorie von Situationen, einem *Frame*, zuzuordnen. Aus der Wahl eines bestimmten Frames ergibt sich meist ein bestimmtes Handlungsmuster, ein Skript. Je besser und eindeutiger der Frame auf die aktuelle Situation passt („Match“), desto eher wird als Modus des Handelns statt der bewussten rationalen Reflexion ein automatisch spontaner Modus gewählt und das Skript quasi reflexartig abgerufen.

Ein weiterer Ansatz, der rationales Kalkül und kulturell-normative Einflüsse kombiniert, stammt aus der Sozialpsychologie: die *Theory of Planned Behavior* von Icek Ajzen (1985, 1987, 1991). Sie geht von der Frage nach dem Verhältnis von Intention und Handeln aus und sieht dementsprechend einen zweistufigen Einflussmechanis-

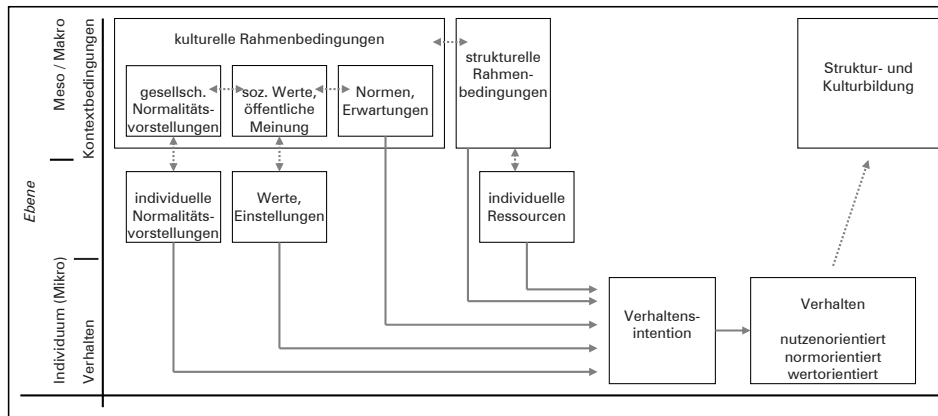
mus vor. Demzufolge ist das Handeln eines Akteurs bestimmt durch dessen Handlungsintention, gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle. (Die „perceived behavioral control“ meint die Überzeugung des Akteurs, in der Lage zu sein, die Handlung tatsächlich in der intendierten Weise ausführen zu können, und ähnelt dem Konzept der self-efficacy (vgl. *Hilkenmeier/van Treeck 2007; Tavousi et al. 2009*.) Die Handlungsintention wird ihrerseits durch die individuellen Einstellungen des Akteurs gegenüber der Handlungsoption sowie durch die vom Akteur subjektiv wahrgenommenen sozialen Normen, gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, beeinflusst. Individuelle Einstellungen werden dabei nicht als rein kulturell-normatives Konstrukt verstanden, sondern als ein Produkt aus subjektiver Bewertung der möglichen Handlungsfolgen und deren subjektiv wahrgenommener Eintrittswahrscheinlichkeit – ein Konzept, das der Wert-erwartungstheorie ähnelt. In ähnlicher Weise sind subjektiv wahrgenommene soziale Normen ein Produkt aus der Motivation, den Erwartungen einer bestimmten Bezugsperson zu entsprechen, und der Annahmen darüber, was diese Bezugsperson von einem erwarten. Insofern weisen nicht nur der Einflussfaktor der wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, sondern auch die beiden übrigen Parallelen zur ökonomisch-rationalen Handlungstheorie auf. Kulturell-normative Konzepte sind im Einflussfaktor der sozialen Normen und in dem der individuellen Einstellungen zu finden.

Jeder der genannten Ansätze dürfte, je nach Fragestellung und Kontext, geeignet sein, das Zusammenspiel von Kultur und nutzenorientiertem Kalkül adäquat zu fassen. Die Auswahl bleibt der theoretischen Perspektive des Forschers überlassen, die Beurteilung, wie angemessen diese Auswahl war, der Konfrontation durch die Empirie. Im Übrigen zeigt die Zusammenschau, dass es zwischen den Theoriemodellen überraschend große Übereinstimmungen gibt und dass sich einige Grundfiguren wiederholen. Dieser Eindruck soll Anlass sein, um eine diese Grundfiguren zusammenfassende Synthese zu skizzieren – ein Modell, in dem sich möglicherweise die Mehrheit der Theorieansätze jeweils als Spezialfall einordnen ließe (vgl. Abb. 2). Verzichtet werden soll lediglich auf das in der Familiensoziologie selten berücksichtigte Konzept der subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle aus der *Theory of Planned Behavior*, die damit quasi auf ihren Vorläufer, die *Theory of Reasoned Action* (*Fishbein/Ajzen 1975; Ajzen/Fishbein 1980*), reduziert wird. Diese Synthese besteht aus sieben Annahmen:

- Das Verhalten eines Akteurs kann sowohl Ergebnis eines bewussten rationalen Abwägens sein als auch durch ein bewusstes Sich-leiten-lassen von Emotion und Intuition („Bauchentscheidungen“) oder durch unreflektierte Automatismen zustande kommen. Daher sollte nicht von einer Handlungs-, sondern von einer Verhaltenstheorie gesprochen werden.
- Es lassen sich zwei grundlegenden Verhaltenslogiken unterscheiden – ökonomisches bzw. nutzenorientiertes Kalkül einerseits und kulturell-normativ beeinflusstes Verhalten andererseits. Als Nutzen kann durchaus nicht nur, im streng ökonomischen Sinne, ein monetärer Gewinn gelten, sondern bei-

spielsweise auch ein materieller Vorteil im weiteren Sinne, der Konsum einer Dienstleistung, eine Arbeitserleichterung, oder ein Prestigegewinn. Um die Kategorien überschneidungsfrei zu halten, darf der Nutzenbegriff allerdings nicht so weit gefasst werden, dass er kulturell-normatives Verhalten mit einbezieht und beispielsweise das Vermeiden einer Sanktionierung als Nutzen gelten lässt, auch wenn das in einzelnen Fällen möglich wäre (vgl. *Schimank 2007: 85-87, 101-106*). Eine Abgrenzung könnte darin bestehen, als Nutzen jeden persönlichen Vorteil anzusehen, der unabhängig von sozialer Kontrolle besteht. Kulturell-normativ beeinflusstes Verhalten lässt sich in mindestens drei Unterdimensionen differenzieren, so dass insgesamt vier Verhaltenslogiken unterstellt werden können:

- Akteure verhalten sich *nutzenorientiert*: Sie optimieren die Relation aus den von ihnen erwarteten persönlichen Vorteilen sowie den von ihnen erwarteten persönlichen Nachteilen.
 - Akteure verhalten sich *normorientiert*: Sie versuchen die Erwartungen und Normen ihres sozialen Umfeldes zu erfüllen, um damit negative Sanktionen zu vermeiden und positive Sanktionen zu erhalten (insbesondere Integration in die soziale Gemeinschaft).
 - Akteure verhalten sich *wertorientiert*: Sie versuchen so zu handeln, dass die ihren persönlichen Überzeugungen (Einstellungen, Werten) zufolge wünschenswerten Zustände (die nicht in einem persönlichen Vorteil bestehen) mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit Realität werden oder bleiben.
 - Akteure verhalten sich *modellorientiert*: Sie orientieren sich an internalisierten „Frames“, Normalitätsvorstellungen und Leitbildern und folgen in ihrem Verhalten Skripten und Handlungsrouninen.
- Die Integration der Verhaltenslogiken erfolgt in Form eines Kompromisses. Ökonomischen Kosten und Nutzen werden ebenso wie normative, emotional empfundene Pro- und Contra-Argumente – bewusst oder unbewusst – gegeneinander „abgewogen“. Im Ergebnis ist Verhalten ein Hybrid aus allen vier Verhaltenslogiken. Auch Interaktionseffekte sind möglich. Im Falle von deutlichen Widersprüchen sind Prozesse der Reduktion von kognitiver Dissonanz (*Festinger 1966*) aktiv.
 - Die vier Verhaltenslogiken sind idealtypisch zu verstehen. Welches Gewicht welcher Verhaltenslogik zukommt, variiert von Fall zu Fall und hängt von der Situation ab (z.B. von der verfügbaren Zeit, der Vertrautheit der Situation, dem Vorhandensein von normativen Erwartungen seitens des sozialen Umfeldes, dem Vorhandensein von relevanten eigenen normativen Überzeugungen, der Verfügbarkeit von Informationen über erwartbare Kosten und Nutzen etc.).
 - Die verhaltensrelevanten Rahmenbedingungen liegen, je nach Verhaltenslogik, teilweise auf Mikro- und teilweise auf Meso- oder Makro-Ebene. Nutzenorientiertes Verhalten ist vor allem durch individuelle Ressourcen und durch gesellschaftliche Strukturen beeinflusst (*Coleman 1990, 1991*). Normorien-

Abb. 2: Modell zur Erklärung individuellen Verhaltens

Quelle: eigene schematische Darstellung

tiertes Verhalten orientiert sich lediglich an Normen und Erwartungen des sozialen Umfeldes, wertorientiertes Verhalten allein an individuellen Einstellungen und Werten, modellorientiertes Verhalten an individuellen Normalitätsvorstellungen.

- Da Verhaltensabsichten scheitern können (z.B. unerfüllter Kinderwunsch), sind sie von tatsächlichem Verhalten zu differenzieren und als intervenierende Variable zwischen Ausgangsbedingungen und realem Verhalten anzusehen.
- Wenn ein Verhalten mit anderen Akteuren gemeinsam abgestimmt werden muss (z.B. Familienplanung auf Paarebene), dann gehen die Verhaltensabsichten der beteiligten Akteure in einen Abstimmungsprozess ein. Dieser Abstimmungsprozess erfordert eine eigene theoretische Beschreibung, die beispielsweise diskurs-, verhandlungs- oder konflikttheoretischer Art sein kann.

Die Beiträge in dem vorliegenden Themenheft stützen sich auf unterschiedliche theoretische Konzepte, ohne die hier vorgestellte Diskussion im Einzelnen fortzuführen. Ihr Anspruch ist vorrangig ein empirischer: Zum einen wollen sie Evidenz dafür aufzeigen, dass es wichtig ist, im Rahmen der Erforschung familialen und generativen Verhaltens kulturelle Elemente zu berücksichtigen. Und zum anderen wollen sie Beispiele dafür geben, wie dies umgesetzt werden kann. Dabei bedienen sie sich überwiegend quantitativer Daten und Methoden und versuchen, diese für kulturelle Phänomene zu öffnen. Zum Teil greifen sie auch auf qualitative Methoden zurück.

Anlässlich der wiederholt festgestellten Diskrepanz zwischen den in Interviews geäußerten Einstellungen zu einer fairen Arbeitsteilung in der Partnerschaft und

deren faktischer Umsetzung untersuchen *Daniela Grunow* und *Nina Baur* (2014) anhand der Haushaltstätigkeiten des Staubsaugens, des Wäschewaschens und des Kochens, inwieweit individuelle Überzeugungen mit dem faktischen Engagement von Männern korrespondieren. Sie tun dies mit Daten der Studie „Das Bild des Mannes in der Gesellschaft“, einer standardisierten CATI-Befragung aus dem Jahr 2006.

Dirk Hofäcker und *Jana Chaloupková* (2014) analysieren den Wandel von Familienbiografien einerseits und von sozialen Normen im Familienkontext andererseits im europäischen Vergleich. Sie verwenden dazu die dritte Welle des European Social Survey von 2006. Im Mittelpunkt ihres Beitrages steht die Frage, inwieweit Prozesse der De- und der Restandardisierung einer Normalbiografie, die beide in unterschiedlichen Teilen Europas zu beobachten sind, mit einem entsprechenden Wandel sozialer Normen einhergehen.

Anna Dechant und *Florian Schulz* (2014) greifen noch einmal das Thema der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen auf. Sie konzentrieren sich auf den biografischen Zeitpunkt der Familiengründung, von dem bekannt ist, dass er oft eine Retraditionalisierung der Arbeitsteilung nach sich zieht. Auf Basis einer qualitativen Längsschnittstudie von 14 Paaren (2006/2007), die kurz vor und kurz nach der Familiengründung befragt wurden, untersuchen sie, welche Bedingungen den Ausschlag dafür geben, ob und wie eine Verschiebung der Arbeitsteilung erfolgt. Dabei interessieren sie sich insbesondere für den Bildungsgrad der Partner, dessen Homogenität und für die tendenziell mit dem Bildungsgrad korrelierenden Überzeugungen, wie die Arbeitsteilung idealerweise aussehen sollte.

Literatur

- Ajzen, Icek* 1985: From Intentions to Actions: A Theory of Planned Behavior. In: *Kuhl, Julius; Beckmann, Jürgen* (Hrsg.): Action Control: From Cognition to Behavior. Heidelberg: Springer: 11-39.
- Ajzen, Icek* 1987: Attitudes, traits, and actions. Dispositional prediction of behavior in personality and social psychology. In: *Berkowitz, Leonard* (Hrsg.): Advances in Experimental Social Psychology Nr. 20. New York: Academic Press: 1-63.
- Ajzen, Icek* 1991: The Theory of Planned Behavior. In: *Organizational Behavior and Human Decision Processes* 50,2: 179-211 [doi: 10.1016/0749-5978(91)90020-T].
- Ajzen, Icek; Fishbein, Martin* 1980: Understanding attitudes and predicting social behavior. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth* 1993: Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: *Zeitschrift für Soziologie* 22,3: 178-187.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth* (Hrsg.) 1994: Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 10-39.
- Beck-Domzalska, Marta* 2007: Bildungsunterschiede zwischen Männern und Frauen verringern sich. In: *Statistik kurz gefasst – Bevölkerung und soziale Bedingungen* 2007,130: 1-11.
- Becker, Gary S.* 1993 (orig. 1981): A Treatise on the Family. Cambridge, London: Harvard University Press.

- Bellebaum, Alfred* 1994: Soziologische Grundbegriffe. Eine Einführung für soziale Berufe. Stuttgart: Kohlhammer.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas* 2001 (orig. 1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bourdieu, Pierre* 2005 (orig. 1998): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Coleman, James Samuel* 1990: Foundations of Social Theory. Cambridge: Belknap.
- Coleman, James Samuel* 1991: Handlungen und Handlungssysteme. Serie: Grundlagen der Sozialtheorie, Band 1. München/Wien: Oldenbourg.
- Dahrendorf, Ralf* 1977 (orig. 1958): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Diabaté, Sabine; Lück, Detlev* 2014: Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. Zeitschrift für Familienforschung 26,1: 49-69.
- Esser, Hartmut* 1990: „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. In: Zeitschrift für Soziologie 19,4: 231-247.
- Esser, Hartmut* 1991: Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz. In: Zeitschrift für Soziologie 20,6: 430-445.
- Esser, Hartmut* 2002: Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. In: Zeitschrift für Soziologie 31,6: 472-496.
- Festinger, Leon* 1966 (orig. 1957): A Theory of Cognitive Dissonance. Stanford: Stanford University Press.
- Fishbein, Martin; Ajzen, Icek* 1975: Belief, attitude, intention and behavior. An introduction to theory and research. Reading: Addison-Wesley.
- Fuchs-Heinritz Werner et al.* 2007 (Hrsg.): Lexikon zur Soziologie. Wiesbaden: VS (4. Auflage).
- Giesel, Katharina D.* 2007: Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Begriffe, Theorien und Forschungskonzepte. Wiesbaden: VS.
- Hilkenmeier, Frederic; van Treeck, Joost* 2007: Determinanten des Verhaltens: Verhaltensprädiktion durch eine Weiterentwicklung der Theory of Planned Behavior. Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie 74. Hamburg: Universität Hamburg.
- Hill, Paul B.; Kopp, Johannes* 2006: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS (4. Auflage).
- Hirschauer, Stefan* 2001: Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: *Heintz, Bettina* (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41. Opladen: Westdeutscher Verlag: 208-235.
- Hoffman, Lois W.; Hoffman, Martin L.* 1973: The Value of Children to Parents. In: *Fawcett, James T.* (Hrsg.): Psychological perspectives on population. New York: Basic Books: 19-76.
- Huinink, Johannes; Reichart, Elisabeth* 2008: Der Weg in die traditionelle Arbeitsteilung – eine Einbahnstraße? In: *Bien, Walter; Marbach, Jan H.* (Hrsg.): Familiäre Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey. Wiesbaden: VS: 43-79.
- Inglehart, Ronald* 1977: The Silent Revolution. Princeton: Princeton University Press.
- Inglehart, Ronald* 1995: Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt. Frankfurt a.M.: Campus.

- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas* 2002: Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte. In: *Diskurs* 12,3: 9-16.
- Kluckhohn, Clyde K.* 1976: Values and Value-Orientations in the Theory of Action: An Exploration in Definition and Classification. In: *Parsons, Talcott; Shils, Edward A.* (Hrsg.): *Toward a General Theory of Action*. Harvard: University Press: 388-433.
- Lenz, Karl; Adler, Marina* 2010: Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung, Band 1. Weinheim: Juventa.
- Lesthaeghe, Ron* 1992: Der zweite demographische Übergang den westlichen Ländern. Eine Deutung: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 18,3: 313-354.
- Lindenberg, Siegwart* 1985: An assessment of the new political economy: its potential for the social sciences and for sociology particular. In: *Sociological Theory* 3,1: 99-114.
- Lorber, Judith* 1999: *Gender-Paradoxien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Nauck, Bernhard* 2001: Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 53,3: 407-435.
- Parsons, Talcott* 1978: *Action Theory and the Human Condition*. New York: Free Press.
- Parsons, Talcott; Shils, Edward A.* 1951 (Hrsg.): *Toward a General Theory of Action*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Parsons, Talcott; Platt, Gerald M.* 1990: *Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Pfau-Effinger, Birgit* 1996: Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48,3: 462-492.
- Pfau-Effinger, Birgit* 2001: Wandel wohlfahrtstaatlicher Geschlechterpolitiken im soziokulturellen Kontext. In: *Heintz, Bettina* (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 487-511.
- Pfau-Effinger, Birgit* 2004: Socio-historical paths of the male breadwinner model – an explanation of cross-national differences. In: *The British Journal of Sociology* 55,3: 377-399.
- Pfau-Effinger, Birgit; Flaquer, Lluís; Jensen, Per H.* (Hrsg.) 2009: *Formal and Informal Work in Europe. The Hidden Work Regime*. New York: Routledge.
- Rendtorff, Barbara; Moser, Vera* 1999: Glossar der Geschlechtertheorien. In: *Rendtorff, Barbara; Moser, Vera* (Hrsg.): *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Opladen: Leske + Budrich: 311-323.
- Sardon, Jean-Paul* 2006: Fertility in the Developed English-Speaking Countries outside Europe: Canada, United States, Australia and New Zealand. In: *Population* 61,3: 267-291 [doi: 10.3917/pope.603.0267].
- Savage, Leonard J.* 1954: *The Foundations of Statistics*. New York: John Wiley & Sons.
- Schäfers, Bernhard* 1995: Die Grundlagen des Handelns: Sinn, Normen, Werte. In: *Korte, Hermann; Schäfers, Bernhard* (Hrsg.): *Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich/UTB: 17-34.
- Schimank, Uwe* 2007: *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim/ München: Juventa.

- Schmitt, Christian; Winkelmann, Ulrike* 2005: Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern. DIW Discussion Papers Nr. 473.
- Schulz, Florian; Blossfeld, Hans-Peter* 2010: Hausarbeit im Eheverlauf. Ergebnisse einer Längsschnittstudie. in: *Böllert, Karin; Oelkers, Nina* (Hrsg.): Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation. Wiesbaden: 111-128.
- Tavousi, Mahmoud et al.* 2009: Are perceived Behavioral Control and Self-Efficacy Distinct Constructs? In: *European Journal of Scientific Research* 30,1: 146-152.
- Tyrell, Hartmann* 2006: Familienforschung – Familiensoziologie. Einleitende Bemerkungen. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 18,2: 139-147.
- van de Kaa, Dirk J.* 1987: Europe's Second Demographic Transition. In: *Population Bulletin* 41,1: 3-57.
- Weber, Max* 1984 (orig. 1921): Soziologische Grundbegriffe. In: *Weber, Max*: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Wengler, Annelene; Trappe, Heike; Schmitt, Christian* 2009: Alles wie gehabt? Zur Aufteilung von Hausarbeit und Elternaufgaben in Partnerschaften. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 34,1-2: 57-78 [doi: 10.1007/s12523-010-0033-2].

Comparative Population Studies

www.comparativepopulationstudies.de

ISSN: 1869-8980 (Print) – 1869-8999 (Internet)

Published by / Herausgegeben von

Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Federal Institute for Population Research
D-65180 Wiesbaden / Germany

Managing Editor /

Verantwortlicher Redakteur

Frank Swiaczny

Assistant Managing Editor /

Stellvertretende Redakteurin

Katrin Schiefer

Language & Copy Editor (English) /

Lektorat & Übersetzungen (englisch)

Amelie Franke

Copy Editor (German) /

Lektorat (deutsch)

Dr. Evelyn Grünheid

Layout / Satz

Beatriz Feiler-Fuchs

E-mail: cpos@bib.bund.de

Scientific Advisory Board /

Wissenschaftlicher Beirat

Paul Gans (Mannheim)

Johannes Huinink (Bremen)

Michaela Kreyenfeld (Rostock)

Marc Luy (Wien)

Clara H. Mulder (Groningen)

Notburga Ott (Bochum)

Peter Preisendörfer (Mainz)

Zsolt Spéder (Budapest)

Board of Reviewers / Gutachterbeirat

Martin Abraham (Erlangen)

Laura Bernardi (Lausanne)

Hansjörg Bucher (Bonn)

Claudia Diehl (Konstanz)

Andreas Diekmann (Zürich)

Gabriele Doblhammer-Reiter (Rostock)

E.-Jürgen Flöthmann (Bielefeld)

Alexia Fürnkranz-Prskawetz (Wien)

Beat Fux (Salzburg)

Joshua Goldstein (Berkeley)

Karsten Hank (Köln)

Sonja Haug (Regensburg)

Aart C. Liefbroer (Den Haag)

Kurt Lüscher (Konstanz)

Dimiter Philipov (Wien)

Tomáš Sobotka (Wien)

Heike Trappe (Rostock)